



MARKO MARTIN,

geboren 1970 in Burgstädt/Sachsen, lebt und arbeitet – wenn er nicht auf Reisen ist – als Schriftsteller und Publizist in Berlin. Er ist Mitglied des »PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland« und regelmäßig in den Literaturprogrammen von Deutschlandfunk Kultur zu hören. Zu seinen zahlreichen Veröffentlichungen zählen unter anderem der Roman *Der Prinz von Berlin*, die literarischen Tagebücher *Sommer 1990* und *Madiba-Days. Eine südafrikanische Reise*. In der Anderen Bibliothek erschienen die Erzählbände *Schlafende Hunde* und *Die Nacht von San Salvador* sowie der Essayband *Dissidentisches Denken*.

RAINER GROOTHUIS

ist Buch- und Mediengestalter, Fotograf, Autor und Gründer des corso Verlags. Außerdem ist er Geschäftsführer von GROOTHUIS. GESELLSCHAFT DER IDEEN UND PASSIONEN MBH in Hamburg.

Alle bereits erschienenen **DECKCHAIR**-Ausgaben finden Sie unter www.verlagshaus-roemerweg.de

»Marko Martins Tel-Aviv-Szenen erinnern an die Geschichten Bruce Chatwins.«

BENNY ZIFFER, HAARETZ

Tel Aviv ist mehr als eine Stadt – Tel Aviv ist ein schräger Kosmos. Marko Martin, bester Kenner dieses globalen »hot spots«, nimmt uns mit auf seine Stadttour der besonderen Art: Eine wundervolle Liebeserklärung an eine wunderliche Stadt voller Geschichte und Geschichten, Begegnungen und Hinweisen.



CORSO

ISBN 978-3-7374-0761-8
www.verlagshaus-roemerweg.de
€ 16,90 (D) / € 17,40 (A)



DECKCHAIR
by CORSO

MARKO MARTIN

TEL AVIV

MARKO MARTIN TEL AVIV

SCHATZKÄSTCHEN UND NUSSSCHALE,
DARIN DIE GANZE WELT



CORSO

»Marko Martin ist das Prachtexemplar eines Intellektuellen: unabhängig von allen Ismen, ein Liebhaber der Freiheit.«

MICHAEL KLEEBERG, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG



CORSO



DECKCHAIR
CORSO



MARKO MARTIN
TEL AVIV

SCHATZKÄSTCHEN UND NUSSSCHALE,
DARIN DIE GANZE WELT

Mit Fotografien von Rainer Groothuis

Und ich kam zu den Weggeführten nach
Tel Aviv und setzte mich zu denen,
die dort wohnten, und blieb dort unter
ihnen sieben Tage wie im Rausch.

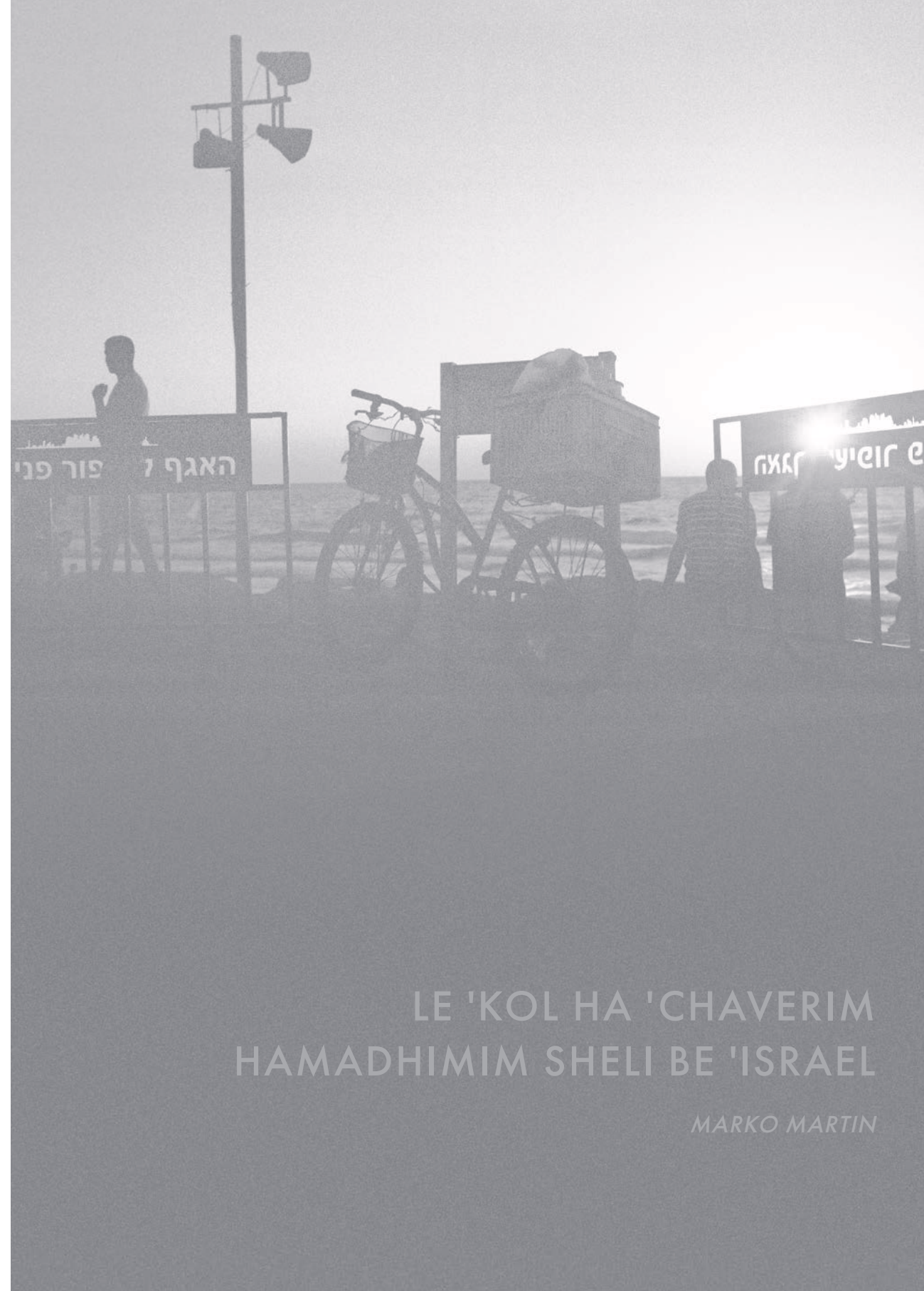
HESEKIEL, KAPITEL 3, VERS 15

Es lag ein geheimer Zauber in dem Wort
»Tel Aviv«. Auch die Schwerkraftgesetze
waren völlig andere. In Tel Aviv hatten die
Leute einen anderen Gang: Sie hüpfen
und schwebten, wie Neil Armstrong auf
dem Mond. Die ganze Stadt war ein
einziges Grashüpfer. Nicht einfach ein
Ort, zu dem du dir einen Fahrschein
löst, sondern ein anderer Kontinent.

AMOS OZ, EINE GESCHICHTE VON LIEBE UND FINSTERNIS

I'm your beauty, you're my beast
Welcome to the Middle East.
Tel Aviv, Ya Habibi, Tel Aviv...

OMER ADAM



LE 'KOL HA 'CHAVERIM
HAMADHIMIM SHELI BE 'ISRAEL

MARKO MARTIN



EIN HUNDERTWASSER-IMITAT
AN DER HAYARKON

WIE ES BEGINNT

EIN HALBES DUTZEND FAHRBARER Gestelle mit ausklappbarer Deckplatte wird in die Check-in-Halle hereingerollt. Wie bei einer OP, denkt der Betrachter, doch an der Unterseite der Platten klebt, halb abgerissen, das El-Al-Logo. Junge Mitarbeiterinnen der Fluggesellschaft drehen, als hätten sie es mit einem mechanischen Tanzpartner zu tun, die Chromständer auf ihren Sockelrändern in die Mitte des Raumes und spannen blaue, dehnbare Bänder auf. Zwei separierte Zonen: die davor, die dahinter. Fluggäste nach Woandershin, Fluggäste nach Tel Aviv.

Ist es Delirium, oder formen die Lippen der anderen Passagiere beim Weiterhasten zu ihren jeweiligen Counters tatsächlich ein »s ist wegen der Juden«? Die Blicke sind gleichmütig, ein wenig neugierig auch, keineswegs hasserfüllt. Denn die Hipster-Schluffis, die innerhalb des Band-Spaltiers warten, könnten ja auch Spanier sein oder Italiener, mit ihren Sonnenbrillen und Röhrenhosen, Rucksäcke auf schiefen Schultern oder Rollkoffer hinter sich herziehend, H&M-Tüten unterm Arm. (Manchmal, du erinnerst dich, betreiben sie, um peinigen politischen Diskussionen aus dem Weg zu gehen, die Mimikry sogar bewusst und antworten in Kreuzberger Bars auf die Frage nach dem Woher mit einem »I'm from Spai..in«, darauf hoffend, dass ihr israelischer Akzent keinem auffällt. Mitunter siehst du sie danach an ähnlichen Orten in Tel Aviv wieder, auf Hebräisch von Berlin schwärmend, doch nun ohne jeden Zwang zur Verstellung.)

Als du das erste Mal nach Tel Aviv geflogen bist, in jenem Nachkriegssommer 1991, waren die

Hipster neben dir noch wirkliche Kids – aber du fühlst dich doch jetzt nicht wirklich alt, oder? Warte nur, balde ... Damals, vor jenem Abflug in Stuttgart, warst du hinter einen Vorhang gewinkt worden, dort ein Tisch mit deinem geöffneten Koffer und dahinter eine junge Frau, die Irit hieß und dich auf Deutsch befragte, dabei mit ihrem Akzent manche Vokale ebenso charmant verdoppelnd. »Aber du hast doch eben gesa..agt...« Und hattest dich, nur zwei Jahre nach deiner Ausreise aus der verhassten DDR, dennoch keine Nanosekunde lang an den Osten erinnert, da du doch wusstest, weshalb dir diese Fragen gestellt werden: für dein Menschenrecht, nicht in der Luft zusammen mit einer Kofferbombe zu explodieren. Nur die Routine solcher Befragung hattest du, dank des Lächeln dieser Irit mit dem dunkelblonden Curly-Haar, gewiss ein wenig überschätzt: Dachttest womöglich, sie wäre tatsächlich nur an dir interessiert, den Stationen deiner allerersten Israel-Reise, dem zuvor von dir per Brief gebuchten Hostel draußen in Yafo. (Glaubtest später dann dort – zwischen dem pittoresken Flohmarkt und den von Sonne gesprenkelten Saftläden und Kebabständen – ja auch immer, es gelte wortwörtlich deinem willkommenen Hiersein, wenn permanent jenes *You are welcome* zu hören war.)

»Warum lachst du?«

»Weil ich mich gerade an meine erste Israel-Reise erinnere ...«

»Dann warst du schon mal da?«

»Ja, im Sommer '91, ein paar Monate nach Saddam Husseins Raketenangriffen auf Tel Aviv.«

»Wow – und jetzt?«

Und jetzt stehst du also schon wieder mal vor einem jener Drehständer, dein Ausweis samt E-Ticket auf der aufgeklappten Deckplatte. Du weißt, dass es jetzt etwas länger dauern wird als bei der Befragung der reichlich verpeilt wirkenden israelischen Berlin-Fans, etwas länger auch als bei der Passüberprüfung dieser Gruppe deutscher Pilger, die das Heilige Land besuchen wollen und bereits ihre Polyglott-Reiseführer aus dem Taschenlabyrinth ihrer Kurzhosen pulen. Kürzer allerdings (und das ist *dein* Security-Check) als die Befragung jener knapp mittvierzigjährigen Deutschen im beige Leinenkleid und mit kurzgeschnittenem Haar, mit etwas verhärtem Gesicht und Silberschmuck an den Handgelenken. Frauen mit Doppelnamen (spekulierst du nicht ganz grundlos), geschieden und liebesbedürftig und deshalb wie gemacht für die großen dunklen Männeraugen und süßen Flötentöne in den dämmrigen arabischen Altstadtgassen von Jerusalem, für Hostels, in denen man sie – *who knows* – unter Umständen auch um eine kleine Gefälligkeit bitten könnte, einen winzigen Transport, ein zu überbringendes Geschenk, eine Information. In der Tat: Solche Thriller-Geschichten hatte es gegeben, wieder und wieder.

»Ist das deine Freundin da drüben?« (Nichts entgeht der Security.)

»Nein. Hab nur eine Wette abgeschlossen, wer länger ausgequetscht wird – sie oder ich.«

Du hast Glück, denn deine Befragerin ist – ganz wie einst Irit – noch zu jung, um vom täglichen Schnellerkennungs-Trott bereits frustriert zu sein, und gleichzeitig erfahren genug, um gefühlte Unerfahrenheit und rudimentäres Deutsch/Englisch nicht durch ärgerliche Wurstigkeit kompensieren zu müssen. (Denn natürlich hatte es auch das gegeben, Kunststück bei deinen bislang 25 Reisen: »Du bist also angeblich Schriftsteller. Und wo sind dann deine Bücher?« »Hey, soll ich etwa im Flugzeug meine eigenen Bücher lesen?«

»Warum nicht, mein Super Advisor, den ich jetzt gleich hole, tut's.« »Auch ein Schriftsteller?« »Ein Experte. Hat das Buch *Security in the 21st Century* verfasst. »Wow. Krieg ich ein Exemplar?« »Musst du ihn schon selbst fragen, da er sich jetzt mit dir beschäftigt.« Dann – sehr laut, das Echo in der Wartehalle tut ein Übriges: »Schlomi, *come here, bawakasha.*«)

Dennoch wirst du auch dieses Mal weitergereicht, irgendetwas schien der jungen Frau nicht ganz kosher, so dass sie sich kurz abwendet und mit einem ihrer männlichen Kollegen tuschelt. Worauf dieser mit wiegendem Boxerschritt die Position hinter dem Drehständer einnimmt. Der Mann mit dem rasierten Kugelkopf und den Schranktürschultern scheint weniger kommunikativ, dafür haben seine Kontrollfragen surrealistischen Charme. »Warum reist du nach Tel Aviv? Warum reist du dauernd nach Tel Aviv? Warum warst du diesen Sommer noch nicht in Tel Aviv?«

Als er dann auch noch die Namen deiner Freunde in der Stadt wissen will, wirst du für einen Moment pampig ob solcher Übergriffigkeit.

»Keine Angst, ein arabischer Mohammed ist nicht darunter.« (Sogar wahr, denkst du, seit Shadi, den du ein paar Sommer lang aus Ostjerusalem immer wieder nach Tel Aviv gelockt hattest, nun irgendwo in den Emiraten verschwunden war, in einem besseren Job, müde des Zerriebenwerdens zwischen den Ansprüchen einer arabischen Familie und den Versprechungen des weltlichen Israel.)

»Danach habe ich nicht gefragt. Also ...« Die Knopfaugen im Kugelkopf observieren dich, und du knallst ihm das rückseitig aufgeschlagene Notizbuch auf das Tischchen. Da sind die Adressen deiner Schriftsteller-Kollegen, will heißen deiner Vormitternachts-Freunde, denn die Namen deiner Club-Kumpels geht nun keine Security der Welt etwas an.



AUF DEM TRÖDEL- UND ANTIQUITÄTENMARKT IN YAFO

»Hier stehen sogar die Telefonnummern. Würde vorschlagen, Benny Ziffer anzurufen, dann kann er die Szene gleich in seine nächste Kolumne in *Ha'aretz* einbauen. Oder Nir Baram, der immer froh ist, vormittags aus seiner Romanarbeit herausgeklingelt zu werden.« Du denkst: Das müsste eigentlich reichen – Ziffer, der landesweit bekannte durchgeknallte Literaturpapst mit der rot geränderten Dame-Edna-Brille, dazu Nir Baram, jüngste Galionsfigur der intellektuellen Linken, wegen seines Vaters sogar von Konservativen respektiert.

»Du kennst Nir Baram?« Die Knopfaugen signalisieren sympathisierende Neugier. »Nir, der Sohn von Uzi Baram, dem Sohn von Mosche Baram? Uzi war Minister unter Rabin, und Nir steht noch weiter links. Aber ich mag seine Bücher. Kennst du das über den Hitler-Stalin-Pakt? Auch wenn ...«

»Ja?« (Jetzt bist du der Fragensteller.) »Irgend-eine Unstimmigkeit beim Plot?«

»Nein. Es ist nur so ... Als sein Vater Tourismusminister war, also kurz bevor er Innenminister wurde, war mein Vater Uzi Barams Chauffeur. Hat da immer von dem Alten geschwärmt, dem nicht-korrupten Sozialdemokraten-Typ.

Aber Nir ...«

»Ja ...?«



»Als er noch ein Teenager war, das muss so Anfang der neunziger Jahre gewesen sein, hat ihn *sein* Vater mal auf irgendeine Visite mitgenommen, und gerade da hat er *meinem* Vater das Dienstauto vollgekotzt. Im Übrigen: Hast du deinen Koffer selbst gepackt?«

Du bejahst, bekommst einen farbigen Sticker auf die Rückseite des Reisepasses, packst Ticket und Notizbuch ein – und denkbar unsentimental der Abschied vom wider Erwarten auskunftsfreudigen Kugelkopf, der hinter einem anderen Drehständer nun bereits neue Passagiere in die Mangel nimmt, ein etwas überfordert wirkendes Ehepaar aus Sachsen. (Observieren steckt an.) Immerhin kannst du nun zum Check-in gehen, wo die übermüdeten Hipster herumlungern, die genervte deutsche Angestellte um Fensterplätze anbetelnd, um besser schlafen zu können.

Die Dame aber spricht: »Sorry-slich, no sleep at noon!« Keine Frage, auch sie hat ihren El-Al-Job gelernt. Und gibt schließlich *dir* einen Fensterplatz, denn natürlich willst du um 16 Uhr den Moment sehen, wenn ... Aber *sogar* diese Vorfreude hebst du dir noch etwas auf.

Weil doch ohnehin nicht alles Gegenwart ist an diesem späten Vormittag. Da du doch nur die älteren Israelis ansprechen müsstest, um Jahrhun-

dertgeschichten zu hören: Töchter und Söhne einst aus Deutschland vertriebener Juden, Nachkommen von Shoah-Überlebenden und *displaced persons*, die nun zwischen Schöneberg und Rosenthaler Platz auf Spurensuche gehen oder ihre Kinder besuchen, Teil jener ungefähr zwanzigtausendköpfigen Community junger Israelis in Berlin. Abschiedsszenen vor dem Spalier des aufgespannten Bandes, Lachen, Umarmungen, mitunter auch ein paar Tränen und dazu ein Sprachgemisch, das nicht babylonisch ist, sondern eine Art Heimat markiert. Also dann, meine Lieben, *Alles Gute, take care, Massel Tow, Yallah-Bye*. Manchmal auch, bei den in Deutschland und Tel Aviv lebenden russischen Juden, ein *Doswidanja*.

Und die uniformierten deutschen Polizisten, die, Hand am Pistolenhalter, am Ende des Ganges stehen, um mögliche Anschläge zu verhindern? Die deutschen Grenzbeamten, die sich dann oben am Gate nochmals die Pässe zeigen lassen? Der Fahrer des gepanzerten Wagens, der in Sichtweite neben dem Rollfeld postiert ist und die El-Al-Maschine auf dem Weg zur Landebahn eskortieren wird? Du schaust es dir an, noch jedes Mal verblüfft von den Kapriolen der Geschichte: deutsches Know-how, um nun jüdisches Leben zu bewahren, doch nach wie vor Normalität nichts als eine Illusion.

Und dann, nach vier Stunden Flug, wobei man schon 45 Minuten vor der Landung, um die dickköpfige Quirligkeit der Passagiere wissend, die Anschallzeichen angeschaltet hat, schließlich dies: Der Flieger hoch über der Scheidelinie zwischen Meer und Land, weißer Gischt und Strand und Hochhäusern. Kurz darauf, schon jetzt tiefer, dreht er eine Schleife über kahlhügeligem Palästinenserland, dann in Sekunden zurück nach Israel, geräuschvoll das Fahrwerk ausfahrend, Flugzeugschatten über grünen Hainen und hellbraunen Feldern, schließlich das Rollfeld ... Das Beifall-

klatschen der Passagiere, als wären sie gerade einer Katastrophe entkommen – was in ihren Familienerinnerungen ja tatsächlich so ist –, die *Shalom Alechem*-Klänge aus dem Bordlautsprecher, die nun auch dir Tränen der Rührung in die Augen treiben, dazu diese Stimme, Stewardessen-Information und gleichzeitig wahr gewordener Traum, Tausende Jahre alt. »Willkommen in Israel. Wir sind soeben auf dem David-Ben-Gurion-Airport gelandet.« Noch längst hat der Flieger nicht die endgültige Parkposition erreicht, da scheinen schon alle auf den Beinen zu sein, springen auf, machen sich an den Gepäckfächern mit den mitgebrachten Geschenken und H&M-Tüten zu schaffen, die vom Bordmenü für zu Hause aufgehobenen Hummus-Plastikschälchen kullern über den Boden oder platzen, das gibt Lachen und manchmal auch Ärger – »*Moti* – Idiot, sieh dir jetzt mal meine Jeans an!« –, während du dich noch einmal in deine Erinnerung vom Juli 1991 versenkst.

Damals war es bereits nach Mitternacht gewesen, der Ben-Gurion-Airport inmitten von orangem Lichtgefunkel noch ein altes Sechziger-Jahre-Ungetüm, während aus dem Bordlautsprecher der Arkia-Maschine *Hallelujah* klang. Und laut, ganz laut – deine nordöstliche Schüchternheit plötzlich weit, weit weg – sangst du mit, denn hatte dich an einem längst vergangenen Kindheitsabend im Sommer 1979 nicht deine Mama mit ebendiesen Worten noch einmal aus dem Bett geholt? *Komm schnell noch mal rüber ins Wohnzimmer, Israel hat den Grand Prix gewonnen*. (Diese frühe, ganz frühe Zuneigung, ein weiteres Antidot zu den Anmaßungen des DDR-Staates.) Die schöne, eingängige Melodie im Westfernsehen, danach wieder und wieder gehört auf Bayern 3 oder RIAS Berlin, sogar die Worte kanntest du ja noch auswendig: *Hallelujah, babolam ... »Ha-Olam!«* Der Rippenstoß deiner Sitznachbarin, einer jungen Jüdin aus Pforzheim, die mit dir während des Nacht-

flugs ein wenig geflirtet hatte, kam prompt: »*Ha-Olam!*, »Hallelujah der ganzen Welt«, des haischt es, haja!«

Und wiederum Jahre später, als du die Episode in Israel zum Besten gabst, an einem dieser Abende in Tel Aviv, ein Lachen in der Runde. »Habibi, und jetzt die Pointe hinter der Pointe: *La-Olam*, nicht *Ha-Olam!* Ansonsten würd's ja heißen *Hallelujah die Welt*. Anscheinend konnte deine Kleine aus Pforzheim fast genauso wenig He-

bräisch wie der geflüchtete Sachsen-Junge.« (Und als du diese Geschichte wiederum deinen Eltern erzähltest, dort in ihrer geliebten neuen Bleibe am idyllischen Bodensee, inmitten beinahe debil sanfter Einheimischer, da sprach die Mama: »Tja, scheinen 'ne Menge Besserwisser um dich rum zu sein in deinem verrückten Tel Aviv, da passte ja hervorragend hin ...«)

Und so begann es. Geht es weiter, könnte es – ginge es nach dir – weitergehen auf ewig.

ALLTAG IN YAFO



UND DOCH BEWOHNT –
AN DER LEVINSKY

MEINE HOTELS

DIE ABSTEIGE

IRGENDWO HIER, AM ENDE der Allenby Street, musste sich das Haus, die Absteige, befunden haben. Aber wo genau? In der mit Wellblech verrammelten Baulücke neben dem Äthiopier-Restaurant – oder nahe der Stelle, wo einst Tel Avivs erstes Opernhaus gestanden hatte, ehe man dort auf dreiundzwanzig Stockwerke den Opera-Tower in die Höhe zog?

Nicht dass dich die Erfolglosigkeit deiner Suche melancholisch machen würde. Dafür ist es hier zu laut – endloses Auspuffgeknatter der schmutzig gelben Sherut-Sammeltaxibusse –, viel zu bunt – Collagen übereinandergeklebter Wandplakate von der Farbe eines LSD-Trips – und natürlich auch zu heiß: Die Brise vom nahen Meer dringt nie in die Straße hinein, und der versifft Springbrunnen vor den großspurigen *Miami* oder *Monopol* benamsten Stundenabsteigen ist ohnehin seit Ewigkeiten defekt. Schweißfilm auf der Haut, Schawarma-Gerüche und Tabakgestank der billigen *Noblesse*-Zigaretten, welche die im konventionellen Sinn keineswegs Noblen hier rund um die Uhr paffen – wie sollte ausgerechnet da mürbe divahafte Melancholie erblühen? Aus den bis in die frühen Morgenstunden offenen Imbissen schallt unter Neonlicht der Disco-Stampfhit der hochberühmten, einst sogar von Rechtspremier Netanyahu mit einem geradezu Marianne Rosenberg'schen »Sie gehört zu uns« beglückwünschten Grand-Prix-Transsexuellen Dana International: *Lamalhachim Diva he imperia / Al habama Diva he hysteria / Vehe kula / Shir a'ava...*

Vor einigen Jahren hattest du in der *Zeit* einen Reise-Essay gelesen, dessen Autor sich in New

York auf die Spurensuche nach den Häusern in Uwe Johnsohns *Jahrestagen* begab, doch kaum noch etwas davon vorfand angesichts neuer Wolkenkratzer, veränderter Straßenzüge oder unwirtlicher Brachflächen. Einsamkeit nördlicher Metropolen, undenkbar im Weltnest Tel Aviv, dem nur irgendein Idiot den Titel »New York am Meer« verpasst haben kann. Dann schon lieber das, was der Einwanderer Eugen Hoeflich alias Moshe Ya'akov Ben-Gavriel bereits 1938 in seinem *Palästinabuch für empfindsame Reisende* fabuliert hatte – Tel Aviv als eine Inszenierung à la Max Reinhardt. »Zehntausend als Hausbesitzer verkleidete Kunstmaler stellten es auf, die Teilnehmer der ersten bis x-ten Aliyah wurden Statisten in dieser orgiastisch großen Kulissenstadt, im Salon der Tel Arrivierten...«

Das außen staubfleckige, doch in den Worten noch immer vibrierende Buch in jenem Hochsommer 1991 in einem der Hinterhof-Antiquariate auf der Allenby gefunden, so etwa in Höhe Gruzenberg Street, wo deine damalige Schüchternheit jenen anderen Ort gar nicht wahrgenommen hatte – falls er damals tatsächlich schon existiert haben sollte. Den Reiseführer inmitten eines bis zur Staubfäden-Decke reichenden Bücherregals entdeckt, Schweiß auf der Stirn, Glanz in deinen Augen. Der ebenso verschwitzte Rücken notdürftig gekühlt vom altersschwachen Tischventilator, an dem – selbstverständlich lesend, die Seiten umblättern in Konkurrenz zu den elektrisch angetriebenen Lüftchen – ein noch bejahrterer Antiquar saß, eine gütig ausschauende, bebrillte Gestalt mit rundem Rücken und großem Wissen,

ein lebendes Chagall-Bild. Und wusstest, empfindsamer Reisender, sofort, was du mit dem Palästina-Buch anfangen würdest – nachts.

Die Absteige deines allerersten Aufenthaltes war nämlich ein *dorm*, das dir der Sammeltaxi-Fahrer empfohlen hatte, als er dich – letzter Gast in jener Stunde nach Mitternacht – an der Ecke HaYarkon und Allenby hatte aussteigen lassen.

»A dorm?«

»Ken. A dorm – Lama lo?«

Doch so wenig wie Ken der Bruder von Barbie und Lama jenes sanfte Anden-Tier war, sondern auf Hebräisch »Ja« und »Warum« bedeuteten (bzw. *Lama lo* – Warum nicht), so wenig war *dorm* eine Unterkunft, die es mit dem Lateinischen *dormire*/schlafen wirklich ernst meinte: Deine rudimentären Sprachkenntnisse hatten dir erneut einen Streich gespielt, auch wenn hinter der anscheinend permanent offenen *dorm*-Tür ein dickbäuchiges Zausel im gelblich verschwitzten Unterhemd saß, das dir einen (überraschend geringen) Teil deiner am Flughafen eingetauschten Schekel abnahm und dann, ohne zuvor deinen bereits hingereichten Pass begutachtet zu haben, dies sagte: »*Tow, you are welcome.*«

Der schlauchartige Raum linker Hand bestand aus hintereinander aufgestellten Doppelstockbetten auf beiden Wandseiten – und nein, beim Schein der geöffneten und hinter dir sofort wieder geschlossenen Tür, im Lichtflacker knackend angerissener Streichhölzer und glimmender Zigarettenenden hattest du nicht die entsprechende Assoziation. Das blieb, Jahre später, deinen hiesigen Freunden vorbehalten, die deine Geschichte mit einem dich sprachlos machenden »Armer Goy-Junge, kaum in Israel und schon im Lager« kommentierten.

An Schlaf war nicht zu denken, denn deine Mitbewohner rauchten und murmelten ohne Unterlass. Die bereits Weggedämmerten fuzzten und schnarchten und brabbelten, und inmitten von

rollendem Russisch und kehligem Arabisch hörtest du mitunter jene Schimpfwörter, deren Benutzung einst bereits dein sächsischer Schullehrer unter Strafe gestellt hatte: *Swinja Sabaka. Job twoju mat.* Die Männer, wahrscheinlich eine Art Tagelöhner, machten dir keine Angst, obwohl du im rot glimmenden Schein allerlei bärtig abenteuerliche Gesellen sahst: Du hattest Glück, und eine schorfige Hand wies auf ein freies Bett in der unteren Etage. Um deinen Rucksack warst du dennoch besorgt, auch wenn sich der Pass und die Schekelscheine in der ein paar Tage zuvor gekauften Hüfttasche befanden. Was aber, wenn – während du im benachbarten Waschraum unter Haaren und Schlieren und kreiselnden Kakerlaken so viel Wasser über deinen Körper tröpfeln ließe, wie der verstopfte Duschkopf zuließ – dein geliebtes Notizbuch stiebitzt würde, in der irrigen Annahme, dort verstecktest du dein Geld? Am nächsten Tag hattest du die Lösung gefunden: Herr Hoeflich alias Ben-Gavriel (der Klappentext erwähnte dessen Freundschaft mit Franz Kafka und Max Brod) würde antiquarisch abschreckend genug sein, ein staubfleckiger Wälzer ganz oben im Rucksack.

Wer dir anderntags als Erster zu dieser Camouflage gratulierte, war Yoram Kaniuk, der kluge Romancier, der sich ein paar Monate zuvor in Deutschland mit dem eiskalt besserwisserischen Grass angelegt hatte und dir nun im Café Kassit dein erstes Macabi-Bier spendierte und dies sprach: »Weißt du, seit wann es dieses Café gibt? Seit 1944! Yehezkel Weinberg hat es gegründet und später seinen Namen hebräisiert: Ish-Kassit, Mann des Kassit. 1944, als in Europa die Züge führen und die Schornsteine qualmten ... Stell dir vor, schon damals hätte es den Staat Israel gegeben.« Und sagte es als überzeugter Linker, scharfer Kritiker der damaligen Likud-Regierung unter Premier Schamir, den er nur den *ehemaligen Terroristen* nannte.



Unmöglich also, verloren zu gehen! Orte verschwinden, Menschen ändern ihre Namen oder sterben (wie Herr Hoeflich und Herr Weinstein alias Ish-Kassit, oder wie Yoram Kaniuk – im Sommer 2013), aber sie würden doch nie und niemals zu anonymen, unerinnerten Nummern. Nicht hier, nicht in deinem Tel Aviv, das dich schon damals – großer, verschüchterter Junge, der du warst – sofort barg unter einer Kuppel aus Sonnenlicht und Erinnerung.

Morgens, als du in der Absteige aufwachtest, waren die Araber schon weggegangen, zum Billigtarif werkelnd auf irgendwelchen Baustellen im Großraum Tel Aviv, von denen dir wiederum die Russen erzählten, die gerade heimkehrten von ihrer Nachtschicht als Wachmann, denn für die begehrteren Jobs als Hotelrezeptionist oder Mechaniker reichte ihr Hebräisch noch nicht aus. Sommer '91, noch hatte der Obristenputsch gegen Gorbatschow nicht stattgefunden, noch gab es die Sowjetunion, doch Israel war bereits voll mit *Olim*, ausgewanderten sowjetischen Juden. Oder solchen, die auf dem Schwarzmarkt in Moskau jüdische Papiere gekauft oder gefälscht hatten, Mafiosi oder auch redliche Nachkommen der Bremer Stadtmusikanten: Ziehen wir los, etwas Besseres als den Tod finden wir allemal.

Du erinnerst dich: Einer von ihnen trat gerade aus der versifften Dusche, als du hereinkamst, durchgeschwitzt von der vergangenen Nacht im ungelüfteten Doppelstockbett-Kabuff, auf der Haut unangenehmer Geruch von Billigtabak und Fusel-Ausdünstung. Dein Blick war schneller als seine Hand vor dem Gemächt: *Doproj utro*, Unbeschnittener! Der junge Hüne, der sich als Alexej vorstellte (und dir nun ohne Scheu seine Pranke reichte), lachte und radebrechte in russisch akzentuiertem Englisch eine Geschichte, die verworren genug war, um glaubhaft zu sein: Die Großeltern hochdekorierte jüdische Kämpfer der Roten Armee, nach Kriegsende aber in Gefahr gewesen, als »wurzellose Kosmopoliten« im Gulag zu verschwinden, weshalb sie dann ihren Kindern nichts von ihrer Herkunft erzählten und es irgendwie sogar schafften, dass in den Pässen der Nachgeborenen der längst wieder zum Stigma gewordene Stempelaufdruck nicht stand: *Evrej/Jude*. Jahrzehnte später, unter dem Einfluss von Gorbatschows Reformpolitik, hatten die Großeltern dann doch gesprochen und versucht, nach Israel auszureisen. »Die ganze Sippe, verstehst du? Meine Eltern und deren Eltern. Und das auch nur, weil irgendwelche fernen Verwandten in Beersheva leben, aber was soll ich bei Beduinen in der Wüste?«

Und so war Alexej-ohne-Vorhaut eine Vorhut des Familien-Auszugs aus Moskau-Ägypten geworden, und während er sprach, dieser tiefend nasse russische Bär mit dem brandneuen Davidstern-Kettchen um den muskulösen Hals, schien er dir wie eine Mischung aus Pawel Kortschagin und Rastignac, die sich jetzt mit der Stadt Tel Aviv messen würde. Und hatte dir diese Geschichte in ebenjener Absteige erzählt, im schlierigen Waschraum neben dem Schlafsaal, der nie gelüftet wurde. (Was mochte aus Alexej geworden sein? Türsteher in den üblen Tabledance-Bars auf der Allenby weiter oben, hinter der Kreuzung mit der Ben Yehuda Street? Wohl kaum. Sofern er nicht bei einem der zahlreichen Terroranschläge, die Stadt und Land nach 1991 immer wieder heimgesucht hatten, gestorben war oder gefallen in den darauffolgenden Libanon- und Gaza-Kriegen, würde er wohl das geblieben sein, was du bereits damals in ihm sahst: gewitzter Mensch, guter Kamerad, inzwischen vielleicht ein praktisch versierter Familienvater mit beibehaltenem Sinn für gewisse Abwege, denn hatte er dir damals nicht...?)

Sollst du oder nicht? Die Absteige ist ja doch abgerissen, dazu auch jenes Haus, von dem du ohnehin nur die Sperrholztür und das Bett erinnerst. Stehst wie damals auf dem Trottoir Ecke Allenby und HaYarkon, erkennst nichts wieder, aber die kleine, stille Seitenstraße dahinten existiert doch noch immer: HaYarden Street, darin das ehemalige Häuschen von Max Brod, Franz Kafkas getreuem Freund, Wegbegleiter auch von Herrn Hoeflich alias Ben-Gavriel.

»Wenn's mit den Strandschönheiten zu lange dauert, geh um die Ecke, und nur keine Angst – die Schekelsumme holst du an den nächsten Tagen wieder rein, wenn du aufs Mittagessen verzichtest.«

Alexej, der Pragmatiker, am nächsten Morgen. Oder war er vielleicht noch etwas mehr, verban-

delt mit der somnambul wirkenden Ludmilla und dem Typ, der dann am Abend jenes Tages an die Sperrholztür jener zweiten Absteige an der HaYarkon Street wummern würde? *Dawai, dawai!* Eine halbe Stunde zuvor warst du vom Strand gekommen, bereits gebräunt, als wärst du aufgewachsen in diesen Gefilden. Die Sonne hatte sich längst verabschiedet als roter Ball dahinten bei Yafo, doch die tanzenden Mädchen unterhalb des Dolphinariums hatten dich ignoriert. (Wie auch nicht, da sie doch von tanzenden Halbgöttern umzingelt waren und sie alle zusammen Chrystal Waters' *Gypsy Woman* sangen, mit ihren Curly- oder Rastahaaren und den Freundschaftsbändern ums Handgelenk? *Lada dee la dee da...*)

Also warst du, ganz allein, in den Straßenzug der Allenby hineingetrotzt, Salz auf der Haut, ungestillte Sehnsucht im Herzen – und diese große Scham, da du für das ungleich schneller Stillbare zahlen solltest/könntest. Denn im Schatten eines riesigen Werbeplakates stand ja tatsächlich das von Alexej beschriebene Mädchen Ludmilla, in Wirklichkeit eine dünne junge Frau mit aufgerissenen Augen und verflissenen Lidschatten, die im Spätabendlicht der nordwärts rasenden Autos zu Wellenlinien wurden. Die Schekelsummen, die sie dir nannte, differierten nur unwesentlich: Etwas geringer auf der mit scharfkantigem Gestein und Plastikmüll übersäten Brachfläche hinter dem Riesenplakat, ein wenig höher im heruntergekommenen Haus vis-à-vis.

Und sahst im fleckigen Spiegel über dem quietschenden Uralt-Bett dann doch nur dich, unverschämt sonnengebräunt, doch weiterhin furchtsam naiver Junge, auf dessen schmalen Schultern zwei weiße Hände und zwei weiße Unterarme zu sehen waren, während du... an Max Brods Ausführungen über edles und unedles Unglück dachtest, Körper und Seele, Kontemplation versus Aktion, Erotik und Kunst, denn das hattest du heute Mittag ja erneut aus einer Antiquariats-

ecke gefischt, *Streitbares Leben*, die wortfreudige Autobiographie des Kafka-Freundes, seine Odyssee von Prag nach Tel Aviv, dargeboten in feinziselierter Sprache mit dem Reiz des ebenfalls Antiquarischen. »Meine wohlabgewogene Dramatisierung von Kafkas *Schloss* wurde hier in Tel Aviv vom renommierten Kammertheater des Öfteren gespielt, und das Publikum, namentlich die hiesige Jugend, zeigte sich höchst interessiert.« Und hatte bis zu seinem Tod 1968 nur einen Steinwurf entfernt von hier gewohnt, in der HaYarden Street, die du – das sagtest du dir lautlos mit Blick in den Spiegel, während die weißen Hände nun schon ungeduldig zu trommeln begannen – gleich nach dieser Lebenstheater-Premiere durchqueren würdest, blutjunger, frischgebackener Champion von Erinnerung und Erfahrung. (Ach, juvenile Ignoranz, lächerlicher Allmachtswahn, denn wie groß war schon wieder dein Erschrecken, als du hinter der Sperrholztür dieses plötzliche *Dawai, dawai*-Getöse hörtest, doch ebenso groß dein herzklopfender Stolz, trotz aller Panik ein wagemutiges *Japanemajuh!* rufen zu können, was jene Ludmilla augenblicklich zum Lachen und zu ein paar geschickten Beckenbewegungen brachte und dich...

Die Stadt, benannt nach Tel Aviv, dem biblischen Frühlingshügel, und die Wörter: unauflösbare Verbindung aus babylonischem Sprachgemisch und göttlicher Strenge. Denn so spricht der HERR von den Beschnittenen, welche meine Sabbate halten und erwählen, was mir wohlgefällt, und meinen Bund fest fassen: Ich will ihnen in meinem Hause und in meinen Mauern einen Ort und einen Namen geben, besser denn Söhne und Töchter; einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll. Kanntest ja diesen Jesaja-Vers, aufgewachsen unter Zeugen Jehovas und mit sechzehn Jahren – und kurz vor deinen Eltern – der Sekte den Rücken gekehrt. Warst du nicht auch deshalb in die einzig richtige Stadt ge-

kommen? Hattest danach das ganze Land durchquert, dich ein paar Jahre später sogar in den besetzten Gazastreifen gewagt und hinüber nach Hebron und Ramallah, doch weder Jerusalem noch Haifa, weder die galiläischen Idyllen um den See Genezareth noch die karge Schönheit des Toten Meers und der Negev-Wüste konnten dich derart anfixen wie diese Stadt.

Vielleicht war es so: Wenn Tel Aviv im Jahre 1909 aus dem Dünen sand erstanden war – vergilbte, im Stadtmuseum präsentierte Fotografien zeigten ernsthafte Männer mit Anzug und Hut, in ihren Händen Spaten und Schaufeln, als wäre es eine dadaistische Session –, durftest auch du, erstmaliger Stadtbesucher, Schichten wieder erinnern, Spuren neu finden.

Oder delirierst du, schon jetzt unter dem Mix aus Mittelmeersonne und von zu Hause importierter Projektion leidend? Doch als du schließlich Alexej und der Absteige Adieu sagtest – und sogar naiv genug warst, ihn seiner Bekannten und dem unsichtbaren *Dawai, dawai*-Menschen einen schönen Gruß ausrichten zu lassen –, warteten am neuen Ziel deiner Egged-Busreisen zwar die Sehenswürdigkeiten Israels, doch kein vergleichbarer Kick.

Nicht einmal in den Gassen Jerusalems, nicht einmal unter dem Licht der Ewigen Stadt, in der du gleich am ersten Vormittag den freundlichen, greisen Professor Schalom Ben-Chorin besucht hattest, der dir in seiner Bücherhöhle von seiner schwierigen Freundin Else Lasker-Schüler erzählte – und abends in den Pubs in der Yoel-Solomon-Gasse mit arg israelkritischen *Aktion Sühnezeichen*-Absolventen ebenso Macabi trankst und strittest wie mit den nicht weniger argen jugendlichen Kippa-Trägern aus dem Mittleren Westen der USA, die dich aufforderten, schleunigst zu konvertieren und mit ihnen die Hügel von Judäa und Samaria zu besiedeln, *because you know*, in der Bibel war's so verheißen. Aber nein – kein

Jerusalem-Syndrom packte dich, weder in den stillen jüdischen und armenischen noch in den schattig-quirigen, nach tausend Gerüchen duftenden arabisch-christlichen oder muslimischen Altstadtgassen, noch zwischen den malerisch verfallenen Osmanenbauten auf der Jaffa Road. »Jerusalem ist toll«, hattest du Professor Ben-Chorin gesagt, im Bemühen, deine schon jetzt aufbrechende Tel-Aviv-Nostalgie zu domestizieren, und der Gelehrte, Verfasser zahlreicher Werke zur christlich-jüdischen Geschichte und offenbar unter der gefühlten Konkurrenz zu den großen Toten Martin Buber und Gershom Scholem ein wenig leidend, hatte, da auch sprachlich sozialisiert in

anderer Zeit, huldvoll entgegnet: »Toll? Fürwahr, junger Freund, mitunter gebricht es dieser Stadt an Vernunft.«

Warum aber spürtest du dieses Gefühl von Heimkehr, sobald du nach drei Wochen Landeshdurchquerung inklusive Sinai-Trip wieder auf dem Busbahnhof von Tel Aviv angekommen warst? Doch nicht wegen all der Erdgeschoss-Verschläge hinter schmuddeligen, vom Luftzug anfahrrender BusseTaxisPrivatwagen schwerfällig gebauschten Vorhängen, die sich teilten, um die diversen Schwestern Ludmillas zu präsentieren? Denn so viel stand fest: Nie wieder würdest du dich und andere entwürdigen, um für etwas zu zahlen, das

darüber hinaus nicht einmal Vergnügen bot, gerade weil es ein Kaufakt war. Gewiss, auch in deinem neuen West-Domizil am Bodensee hättest du eine solche Erfahrung machen können, manche der Mitschüler raunten von einem Haus am Stadtrand von Konstanz oder – noch näher an deinem Gymnasium – jenem für die Maggi-Stadt Singen am Hohentwiel fast wolkenkratzerartigen Gebäude, einem bereits von außen dubios scheinendem Sechzigerjahre-Klotz gegenüber dem Bahnhof.

Nun war es aber Tel Aviv, wo du die Lektion lerntest, mit gleichsam wohltuender Kopfnuss: Jinglele, denk nur nicht, weil du im Osten Hochschulverbot hattest und Kriegsdienstverweigerer warst und in den Stasi-Verhörungszimmern saßest, dass es in der großen, weiten Welt nicht noch tausenderlei andere Dinge gäbe, die dir Grund und Verpflichtung wären, dich zu entscheiden.

Was es in Wirklichkeit war: dieses friedliche Bombardement mit Assoziationen, die hier tatsächlich jeder Moment, jede Begegnung, jede Gasse zu provozieren schien. Und selbstverständlich auch jede neue Unterkunft.

Du hattest auf deiner Tour zwischen Akko und Tiberias, zwischen Haifa und Taba genug Schekel gespart, um nicht in die Absteige an der unteren Allenby zurückkehren zu müssen. Also an der Busstation wieder deinen großen grünen Rucksack geschultert und in Ermangelung von Buslinienkenntnissen zu Fuß hinausgewandert nach Yafo. (In den letzten Tagen war es vorgekommen, dass man dich wegen deiner tiefgebräunten Haut für einen – wenn auch aschkenasischen – Einheimischen hielt, und so hattest du also gelernt, dass man auf derlei Anrede nicht mit einem verschüchterten *Sxusme* antworten musste, sondern das Gegenüber sofort zum Lachen bringen konnte, indem man ein *Ma?* raunzte, was selbstverständlich nicht »Mutter« hieß, sondern »Was?«, in fast schon schamloser Drehung in Richtung »Hä?«)

OLD JAFFA HOSTEL

Die Unterkunft hinter dem Glockenturm von Yafo hatte nicht nur einen Namen (*Einen Namen will ich Euch geben*, sprach der Herr zu Jesaja), sondern war auch ein Zauberkästchen. War? Ist es doch noch immer! Auch im Sommer 2015 beherbergt das mehrstöckige Haus aus hellem Jerusalem-Stein in seinen oberen Stockwerken weiterhin jenes Hostel mit den Mehrbettzimmern und der Dachterrasse, auf die du damals im Juli '91 sofort hochgestürzt warst – zwischen aufgespannten, im Seewind leicht schaukelnde Hängematten und vielfarbig geknüpften Decken, zwischen aufgestellte Rucksäcke und eine Armada von Sandalen und Wanderschuhen.

Von hier oben konntest du die kubistische Flachdach-Antennen-Steinlandschaft von Tel Aviv und das Meer sehen, beides leicht verschwimmend im Sonnenglast der Mittagshitze. (Seltsam: In deinen Erinnerungen ist es fast immer heller Mittag – oder funkelnde Nacht.) Und es gab das Wiedersehen mit jenen Rucksackreisenden, die du zuvor *oben in Haifa* oder *driiben in Tiberias* oder *unten in Eilat* getroffen hattest. Großes Hallo und Schultergeklopfe und die ersten Yafo-Tipps: Auf der Terrasse schlafen unter den Sternen Israels wäre zweifellos romantisch, aber da alle hier Singles zu sein schienen und nirgendwo Romanzen zu erspüren waren, hätte man's unten in den Mehrbettzimmern bequemer. Also ...

Sie kamen aus verschiedenen Ländern, junge Frauen und Männer um die zwanzig, Juden und Nichtjuden, Sympathisierende oder Kritische, die bereits mit vorgefasster Meinung angereist waren und sie gern mit anderen teilten, Leute auf dem Identitätstrip und andere auf der Suche nach unberührter Natur. Doch: Du erinnerst dich an keines ihrer Gesichter, an keine ihrer beim Frühstück oder abends fragmentarisch vorgetragenen Geschichten. Trabtest gleich am Morgen wieder aus

FEIERABEND UND FREUNDESPLAUSCH
AN DER HAYARKON



dem Haus, hinüber und hinunter zum Strand, doch welche Herrlichkeit bereits davor: Das Old Jaffa Hostel stand und steht inmitten des Flohmarktes von Yafo, und was gab und gibt es da nicht alles zu sehen – im Inneren der jahrhundertealten Steingewölbe ebenso wie draußen, aus der Vergangenheit ins Heute hinausquirlend, aufs Trottoir: Mottenzerfressene Teppiche, deren jüdische oder arabische Verkäufer Stein und Bein schwören, die verschlungenen Muster wären einst in Isfahan, Persepolis, aber zumindest in Istanbul gewebt worden, als jenes noch Stambul hieß, denn hör mal zu, junger Freund, unser Yafo ist noch älter als alle Wundersamkeiten hier auf dem Markt, denn schon in biblischen Zeiten ...

Kein Wunder, dass die gleichaltrigen Kids auf der Hostel-Terrasse da keine Chance hatten, mit ihren geradezu altväterlichen Storys über Bootstrips auf dem See Genezareth, Joints an der ägyptischen Grenze oder Bergtouren im Negev. Die wirklichen Abenteuer berichteten dir nämlich die dicken alten Verkäufer im weißen Unterhemd, mit den schwergliedrigen Goldkettchen um den Hals, die im tiefschwarzen Brusthaargekräusel fast verschwanden. Das Erzählte transzendierte die Unansehnlichkeit der Erzähler, und so standst du auf einmal nicht mehr im Sommer '91 hier auf dem Trottoir, inmitten von olivgrün verfärbten Standspiegeln und staubbedeckten Schreibmaschinen, von blattgoldgerahmten, nostalgietrunkenen Alpenpanorama-Pinseleien, Kinderbüchern aus dem Berliner Malik-Verlag der Weimarer Republik, Grammophonen und gelbstichigen Schallplattenhüllen mit den Konterfeis von Schostakowitsch oder Franz Léhar, von Nicolai Gedda oder Joseph Schmidt, von dessen tragisch endender Fluchtgeschichte dir bereits als Knirps deine Großmutter erzählt hatte; *Ein Lied geht um die Welt*.

Und nun? Kamst – in den auf Englisch radebrechenden Vergegenwärtigungen der alten Händler, Kolporteurs von familiär Erlebtem oder auch

nur Gehörtem/Gelesenem – im Jahre 1919 mit dem Einwandererschiff *Ruslan*, der israelischen *Mayflower*, aus dem bürgerkriegszerrütteten Odesa hierher in den sicheren Hafen von Yafo. Flohst 1921 mit den anderen Juden aus der nun doch keineswegs so sicheren Stadt, da der arabische Mob ein Pogrom veranstaltete. Oder (je nach Ethnie des Verkäufers) ranntest Mitte der vierziger Jahre an der Hand deiner arabischen Mutter zurück ins schützende Halbdämmer der engen Gassen, da die Untergrund- und Unabhängigkeitskämpfer von Menachim Begins Irgun wieder eine Marktbombe hatten hochgehen lassen, die statt britischer Soldaten vor allem Zivilisten traf. Oder wurdest gar Zeuge der napoleonischen Eroberung von 1799 oder sahst, noch weiter zurückgebeamt in der Zeit, die Saladin-Richard-Löwenherz-Schlachten um ebene Stadt Yafo-alias Jaffa-alias Joppe.

Und hörtest umso aufmerksamer zu, als keine Gefahr drohte: Die Alten hatten ja längst begriffen, dass du hier höchstens eine an den Ecken eingeknickte Schwarz-Weiß-Postkarte kaufen würdest, die deine geliebte schmutzige Allenby Street noch als propere Kleinstadtstraße zeigte, und auf der Rückseite diese Aufschrift: *Tel-Aviv bei Jaffa*. Ha, wie sie sich an deiner Verblüffung weideten und dabei sogar vergaßen, den wenigen anderen Touristen dieses Sommers (der Schreck von Sadams Scud-Raketen steckte vor allem jenen noch in den Knochen, die nie von ihnen bedroht gewesen waren) ihren Krempel anzupreisen. Ha, macht doch gar nichts, dass der Junge kein Budget für Großeinkäufe hat, wenn wir ihn nur zum Staunen bringen und zum Kapiere, dass hier, im inzwischen zur Vorstadt abgesunkenen Yafo-alias-Jaffa, die historische Weltmusik gespielt hatte (lärmend und dem Ohr ein Graus wie immer, aber nu!) und nicht etwa da drüben in der Parvenü-Siedlung, von New-York- und Weimarer-Bauhaus-Epigonen in unziemlicher Hast in die Höhe gezogen, hybrides Schtetel das, während hier, *my friend*,



DIE ALTEN AN DER ALLENBY

der du doch auch vom Propheten Jona bestimmt noch nichts wusstest, denn ...

Spätestens da aber war es an der Zeit, weiterzugehen. Nun stracks hinunter zum Strand, denn wenn – trotz der Hitze, trotz deiner Naivität und der etwas konfusen Beglückungsfurcht, die du seit deiner Ankunft hier empfandst – wenn du etwas beinahe seismografisch erspürtest, dann waren es jene Momente, in denen Freude spendende Belehrung in ranzigen Paternalismus abzukippen drohte, in einen schwül pädagogischen Eros als Kompensation für was auch immer. Also sagtest du den Greisen leichthin Dank und Tschüs, *Lehit* – das ungleich coolere *Yallah-Bye* würde man dich erst später im Zentrum Tel Avivs lehren – und trabtest fohlenfroh weiter, die Schlauchgasse des

Flohmarktes bald hinter dir, vor dir der sich öffnende Platz mit dem Glockenturm rechter und der hügelan steigenden Yefet Street linker Hand. Was sich an den kommenden Abenden als relevant erweisen würde: In der Yefet Street hatten (und haben) die arabischen Schawarma-Läden mit ihrem saftig triefenden Fleisch bis weit nach Mitternacht geöffnet und beköstigten Halbgötter und Halbgöttinnen, die freilich damals noch nicht auf den Kühlerhauben importierter Protzwagen lümelten, sondern, ebenso unverschämt sinnlich und freudetrunken, als gäbe es kein Morgen, auf den Sitzen ihrer Motorroller. Mitternächtliches Schawarma-Mampfen in Yafo und beim anschließenden Orangensaft-Schlürfen die Eiskörnchen im Mund spüren wie eine Explosion, die dir voll



BLICK AUF DIE STRANDPROMENADE

Lustschmerz die Wangen einstülpt und sogar die Augen schließt, aber das nur kurzzeitig, denn ... denn um diese Uhrzeit (die Traveller im Hostel verweilen da längst schon wieder auf dem Dach, damals in ihre Tage- oder Taschenbücher vertieft, heute auf ihre Smartphones starrend) hier zu sein: vor den Toren Tel Avivs, wo es Gemetzel, aber auch Koexistenz gab und gibt, Speis und Trank vertilgend und die Augen weit offen in Richtung der gewundenen Häuserzeile vis-à-vis, Wände wie Buchseiten oder Kinoleinwände, berühmte Epen und verboten-verborgene Geschichten, leprös und räudig und oberhalb der ornamentierten, schadhafte Türstöcke voll gewundener Elektrokabel, schlangengleich: Ah!

Und noch immer um die dreißig Grad, aber mit der Möglichkeit des Weggehens. (Genau das also, was dir in den späteren Jahren in fast allen arabischen Hauptstädten, an der Oberfläche Brüder und Schwestern des uralten Yafo, so bitter fehlen würde – Chance und Schönheit potentieller Flucht.) Schon nach zwei Minuten Fußweg von hier, oben auf dem restaurierten Platz vor der Sankt-Petrus-Kirche, würde nämlich ein lindes Lüftchen wehen. Ganz zu schweigen vom kühlen Nass des Meeres, in das du ebenfalls binnen Minuten eintauchen könntest – in genau dieser Gemütsstimmung, die dich sprachlich noch jetzt verführt, im Moment des Niederschreibens, ein bisschen jenen 1966 mit dem Literaturnobelpreis gekrönten, hochgemut-barocken Samuel-Josef-Agnon-Singsang zu imitieren, hattest du doch, inmitten von Puppenwagen, siebenarmigen Kerzenhaltern und feingehämmerten Zinn- und Kupfertellern, auch diesmal wieder ein Buch entdeckt in den Höhlen der Flohmarkt-Antiquare: S.J. Agnon, *Gestern, vorgestern*. Ohne zu feilschen, hatte man es dir für nur wenige Schekel überlassen, und so lassest du, schon auf dem Weg zum Strand, den Aplomb des Eingangssatzes, der dir in jugendlicher Megalomanie ein Kommentar

auch zu deiner Gemütsstimmung schien. *Wie unsere anderen Brüder, die Bringer unserer Erlösung, die Männer der zweiten Einwanderungswelle, so hatte auch Jizchak Kummer sein Land verlassen, seine Heimat, seine Stadt, und war ins Land Israel hinaufgezogen, um es nach der Zerstörung neu aufzubauen, sich an ihm zu erbauen.*

Was tat es, dass jener junge Herr Kummer im osmanisch besetzten Palästina bald tatsächlich Kummer erleiden würde, Immigrantenschicksal der Enttäuschung, nicht zuletzt angesichts der wahrgenommenen Banalität der «eigenen Leute»? Was tat diese Fortführung, wenn du die ersten Sätze *hier in Yafo* lesen konntest! Und, mindestens genauso wichtig: Wenn sich rechter Hand nicht nur der nächtens beleuchtete Glockenturm befand, sondern auch der orange gestrichene Pfahl mit dem daran angebrachten Schildchen, das die Abfahrtszeiten für die Busse nach Tel Aviv anzeigte. Diese erwiesen und erweisen sich zwar eher als Interpretation und Möglichkeits-Präsentation, doch trotz aller Unpünktlichkeit kamen und kommen jene Busse immer-immer, quietschend und rumpelnd und ihr zehn Fahrminuten entferntes Ziel Tel Aviv erreichend, solange dies keine Scud-Raketen aus Bagdad, keine Katjuschas aus dem Libanon, keine Kassam-Raketen aus Gaza und keine Selbstmordattentäter der Hamas vereitelten.

Wie es dich anfixte: Alles scheint zusammenzugehören hier in Yafo und aufeinander zu verweisen auf engstem Raum – aber die Busse ins weite, wilde Tel Aviv fahren immer. Von der begrünten Anhöhe eines Parks ist sogar die Skyline der Stadt sichtbar, gesäumt von Strand und Meeressicht. Längst hat sich die Metropole von dem antiken Nest, aus dem heraus sie entstand, emanzipiert. Und doch. War es nur Zufall, dass erst deine zweite Unterkunft im städtischen Großraum dir eine Perspektive auf Tel Aviv eröffnete, einen Blick, der *Gestern, vorgestern* ebenso wahrzunehmen ver-

mochte wie die Möglichkeiten von heute Nacht? (Wobei du die Kenntnis von Letzterem nicht dem Nobelpreisträger Agnon, sondern dem mutwilligen Friseur Moshe zu verdanken hattest.)

Dieses Auf und Ab der Gassen, in die Sonnenlicht pfeilt, als wäre man in Jerusalem. Bis hinter einer Biegung, gerahmt von einem Rundbogen, das Blau des Meeres seinen großen Auftritt hat mitsamt seiner Botschaft: So eng es hier auch sein mag, es gibt überall Wege hinaus, geh nur die schlierig-feuchten Steinstufen hinunter zum Hafen, wo von alters her die Boote ankern und farbige Netze zum Trocknen ausliegen am Quai, Geruch von Fisch und Algen und Benzin und ein wenig Eukalyptus. Das Hafen-Areal war damals noch nicht derart aufgehübscht wie heute, Lagerhallen mit verbeulten Metalltoren waren Lagerhallen mit verbeulten Metalltoren und nicht Schnickschnack-Accessoire eines Restaurants oder Shops, von aufgedrehten Innen-Designern zum halluzinierten Mix aus Mediterranem und Metall-Provisorischem à la Ostberlin gemodelt. Auch all die in den letzten Jahren zum Publikums-magnet gewordenen Galerien mit ihren aschblonden Besitzerinnen, Silberschmuck ums dünnfaltige Handgelenk, existierten noch nicht – jene Pose alternativ-avantgardistischen Chics, wo ja doch nur edelkitschiges Kunsthandwerk verscherbelt wird. Vor allem aber die unangenehm stolz aufragenden Häuser waren noch nicht da gewesen, die sich betuchte Tel Aviver und ebenso wohlhabende Amerikaner und Franzosen in den letzten Jahren hatten hochziehen lassen – trotz dezenter Ornamentik vom Trubel der Straße abgeschlossene Herrschaftsarchitektur.

Dennoch findest du auch in der Gegenwart dein Yafo von damals wieder, leicht verwischte Farbpostkarte, ähnlich jenem Werbe-Slogan, der im Westradio deiner Kindheit dudelte: *Jaffa-Jaffa – ja phantastisch!* Das unpräzise Fischrestaurant mit dem Blick auf die Gassen- und Türm-

chenwelt des Ortes. Ein verbliebenes Stück Hafen voller Wandgraffiti und kieloben aufgebockter Boote – noch nicht zugrunde saniert. Bärtige Yafo-Gesichter, Schlitzohren und Wir-kriegen's-schon-hin-Typen, jüdisch und arabisch. Und natürlich der Geruch nahe dem Old Jaffa Hostel, Odeur frischen, gerade gefrästen Holzes! Denn da war doch gleich auf der anderen Straßenseite die Werkstatt eines Schreiners, zum Trottoir hin offen. Stühle und Tische zur Werbung nach draußen gestellt, im dämmrigen Inneren aber tätiges Ethos des Handwerkers, wie seit Beginn der Zeiten, lediglich an der Oberfläche gewissen Neuerungen angepasst: Fräsmaschine, Schutzbrille gegen den Wirbel der Holzspäne, Möbelpolitur. Unmöglich, da zu stehen und dich nicht an die Werkstatt zu erinnern, jene deines Großvaters und jene deines Vaters. Obwohl dort doch eher gepolstert als getischelt wurde, durchdrang auch da dieser gute, saubere Holzgeruch die Luft. Refugium deiner Kindheit, in der es keine staatlichen Fünfjahrespläne und aufgespannten Parteibanner gab, nur dieses konzentriert-frohe Werkeln mit Hammer, Leimtopf, Schere, mit Holzgestellen und Stoff, Rücken- und Armlehnen und cordbezogenen Knöpfen. Im Radio Bayern 3 – nach der Werbung (*Jaffa, Jaffa – ja phantastisch!*) und den Nachrichten (»Da haben die Palästinenser also mal wieder Terror gemacht«, sprach und kommentierte dein Papa) – die Songs der späten Siebziger. Waren – außer den Bee Gees, Smokie und Boney M (die dir späterhin leibhaftig in deinem Tel Aviv begegnen würden) – auch die israelischen Grand-Prix-Hits darunter, *Hallelujah* und *A Ba Ni Bi?* Höchstwahrscheinlich.

Was du also spürtest, an jedem Morgen, wenn du aus der Hosteltür ins Freie hinaustratst, rechts und links die Hibiskusbüsche: Was für ein guter Ort, in dem die Erinnerung dich nicht einspernte, sondern dir einen Freiheitsraum schenkte, noch einen, gänzlich unerwartet.



Petrus, welcher ist zur Herberge bei einem Gerber Simon, der ein Haus am Meere hat. (Apostelgeschichte 10, Vers 6) So stand es geschrieben. *Am Meere!* Und so hattest du es gelesen und auch vorgelesen bei den wöchentlichen Versammlungen der Zeugen Jehovas, klandestin in ostdeutschen Wohnzimmern. Wenige wart ihr und wegen eurer weltweiten Kriegsdienstverweigerung in der DDR verboten. Was du gut fandest und was dir später, inzwischen schon jenseits der Sekte, Kraft geben würde, ebenfalls NEIN zu sagen, da vor diesem Sprelacart-Tisch in einem Büro des Wehrkreisersatzamtes Kreis Rochlitz/Bezirk Karl-Marx-Stadt/Deutsche Demokratische Republik. Hatte nicht dein Vater Jahre zuvor das Gleiche gewagt und war dafür sogar ins Gefängnis gegangen? Doch hatten sich später auch deine Eltern von den Zeugen Jehovas zurückgezogen, hatten das Rigide der Ideologie nicht länger ertragen. Und dein Vater, früher ebenso Ältester wie der Großvater, führte auch nicht mehr seine ihm anvertraute Versammlung, wo du als Kind Lesen und Kommentieren gelernt hattest: Die Bücher des Alten und Neuen Testaments, die Geschichte des Volkes Israel und seiner zwölf Stämme und Propheten und Könige und Großtaten und Sünden und Kriege und ewigen Debatten – und all der Orte, an denen das stattfand. (Begann dein Weggang aus der ebenso vertrauten wie engen Welt der Zeugen womöglich schon früher, in jener Zeit, als du die nahöstliche Landkarte auf dem inneren Deckblatt der sekteneigenen, im westdeutschen Selters/Taunus gedruckten und in die DDR hineingeschmuggelten *Neue-Welt-Übersetzung* viel sehnsuchtsvoller betrachtetest als die offiziellen Erwägungen über das von Jesus und dem Apokalyptiker Johannes vorausgesagte Ende der Alten Welt? Schön und gut, hatte der zwölfjährige Knabe gedacht, sollte diese DDR ruhig untergehen. Aber die Gestade des Mittelmeeres und der Zauber jener Orte, die du doch zuvor so gern noch

besuchen würdest? Jerusalem und Galiläa, Nazareth und die Jesreel-Ebene, Akko und ... Joppe.)

Joppe alias Jaffa! Joppe, wo der ungehorsame Prophet Jona vom Wal verschluckt und nach drei Tagen wieder an Land gespien worden war. Wo du damals am Quai hocktest, schwitzend Euphorisches in dein Tagebuch notierend. Wo du auch heute immer wieder gern hingehst, den Nostalgieweg vom Hostel zum Hafen hinunter, und die Neuheit des Latte Macchiato im aufgehübschten Areal eigentlich ein Klacks angesichts der uralten Bibelgeschichte und deines Glücksgefühls, nach so vielen Jahren wieder genau *hier* zu sein: Am Hafen von Yafo, Meeresduft in der Nase, Sonnenwind auf der Haut und in deinen Erinnerungen der Steppke von einst, in einer mehr oder minder stickigen ostdeutschen Wohnstube die Geschichte von jenem renitenten Jona vorlesend, während der Versammlungsleiter, damals noch dein Vater, das vorgegebene didaktische Resümee zog: Jehova gehorchen in den Zeiten des Endes.

Oder ebenjene Passage um Petrus' hiesigen Aufenthalt, im Haus von Simon, dem Gerber, *der ein Haus am Meere hat*. Noch heute ein Besuchungsort, Gittertür im Mauerwerk, doch um die Mittagszeit verschlossen. In jenem ersten Israel-Sommer hattest du auch das entdeckt und die Auskunft der schläfrigen Angestellten hinter der Tür eine große Freude: »*Ein baya*, kein Problem, Old Simon kommt am Nachmittag zurück.« Und hattest die Episode sofort deinen Großeltern auf eine Yafo-Postkarte geschrieben, dabei bemüht, jene beißende Ironie zu vermeiden, die dir zuvor im Norden noch die Feder geführt hatte: Bin gerade, eine Coca-Cola trinkend, mit dem Überlandbus am biblischen Endzeit-Ort Harmageddon vorbeigefahren, der jetzt Meggido heißt und für Reisende fast nix zu bieten hat. Dein Großvater aber, nach 1989 mitsamt der Sekte aus der Illegalität aufgetaucht, hatte dir die zweideutigen Worte verziehen, und deine geliebte, schönheits-affine

Großmutter konnte dir ohnehin nicht böse sein, *bei den wunderbaren Postkarten-Motiven, die uns da aus deinem Israel erreicht haben.* (War sie es also, die jene Wortverbindung aufgebracht hatte, die, im Lauf der Jahre auch von anderen übernommen, an dir kleben bleiben würde, ohne dass es dich stört? *Dein Israel.*)

ZUM HINEINMIETZELN

Doch das war jetzt O-Ton Mama, ihr Synonym für Hineinmummeln, ein freiwilliges Aufgehen in nicht-forcierter Gemütlichkeit, etwa beim Heißen-Tee-Trinken an einem regnerischen Nachmittag oder im lauschig weichen Federbett in kalter Winternacht. Oder, deine Entdeckung in einer Sommernacht in Yafo, wenn im orangen Laternenlicht die aus Pappkartons springenden Katzen (*chatulim*) an den Gassenwänden ebenso Schatten werfen wie du, in Sandalen und Bermudas unterwegs ohne Eile und ohne jene Angst, aus diesem Labyrinth hier kämest du womöglich nie wieder heraus.

Zum Hineinmietzeln, weil du doch immer die Option zum Abhauen hast und keiner – keiner! – dir die glasgeriffelte Holztür des erzsympathischen Hostels versperren würde mit jenem, noch Anfang 1989 in einem Vorladungszimmer der Abteilung Inneres (ergo Stasi) dir ins Gesicht gebrüllten Satz, der nun erst hier, in deinem Israel, sein Drohpotential verlor, endgültig. *Un das krieschense sogar schriftlich, Schbordsfreund, Sie wern immer un ewisch Bürger unsrer Deudschen Demogradschen Rrebulik bleim, und wenn ni, gehds vorher inn Knast.*

Vorbei, vorbei. Zerpulvert und verweht während deiner Zeit im Old Jaffa Hostel in der Ami'ad Street in Yafo, diese Last von dir genommen in den Schnurren der Flohmarkthändler, im Geruch frischen Holzes aus der nahegelegenen Tischlerei,

im Lärm der Nachtschönen vor den Schawarma-Ständen in der Yefet Street.

Aber wem hättest du davon erzählen können, damals? Deinen Mitbewohnern im Hostel, die tagsüber im Schneidersitz auf ihren verschwitzt-zerwühlten Betten saßen, Butterreste und Brotkrümel auf ihren gebräunten Waden, über den Oberschenkeln ein fleckig gewordener *Lonely Planet*? Vielleicht hätten sie ja, auf westlich vage Weise sympathisierend, sogar zugehört – da unten im Mehrbettzimmer oder oben auf der Dachterrasse beim Hängematten-Schaukeln, Macabi-Bier-Trinken und Tel-Aviv-Gucken. Hattest sie jedoch nicht zutexten wollen. Warst ja nicht einmal auf ihre Vorschläge und Einladungen eingegangen, auf der abendlichen Terrasse eine Art Party mitzufeiern. Ohne genau sagen zu können, weshalb, erschien dir alles zu oberflächlich und gleichzeitig – selbst im Aufgekratzen – zu brav, zu vorsichtig. Weshalb Tel Aviv aus der Ferne begafften, weshalb mit Leuten herumhängen, die Reisende waren wie man selbst? Und so gingst du Tag für Tag, Abend für Abend aus der Hosteltür hinaus, um ...

»Als ich mit achtzehn Jahren aus der geschlossenen orthodoxen Gemeinschaft von Mea Shearim herausgestolpert bin – weißt du, was mich da im westlichen, säkularen Teil von Jerusalem erwartete? Eine Parkbank. Ich rauchte dort meine erste Zigarette, kuschelte mich in meine Klamotten und legte mich zum Schlafen, während ein Nachtbus vorbeifuhr, in dessen erleuchtetem Inneren die Leute kein deprimierendes Schwarz trugen.« So erinnerst du bis heute die Worte des Dichters Asher Reich, von dir wie himmlisches Manna aufgesogen an diesem Cafétisch Dizengoff, Ecke Gordon Street. Hatte er etwa gespürt, was dich nun umtrieb – die wirkliche Entdeckung der Stadt? In deinem Fall: das Loswerden dieser verdammten östlichen oder auch nördlichen Schüchternheit, ärgerliches Erbe deiner Kindheit und Jugend, das

du bislang trotz aller Verknüpfungen und Assoziationen und herbeigedachten Euphorie-Momente noch immer mit dir herumschlepptest, einsamer braungebrannter Junge in der großen, lauten Stadt.

Nicht dass der freundliche Dichter mit dem müden, unrasierten Gesicht, der Hornbrille und dem zerknitterten, Brusthaar zeigenden Hemd in seinem hebräisch akzentuierten Deutsch irgendeine billige Rezeptur geliefert hätte. Im Gegenteil. »Tut mir leid, dass ich so in Eile bin. Ich liege gerade in Scheidung und muss gleich noch zum Advokaten; schon seit Wochen wohne ich mit meiner Freundin im Hotel. Aber da du mich gestern angerufen hast und dir unser gemeinsamer Freund Jochen Schädlich die Nummer gegeben hatte ...«

Asher Reich, damals etwa Mitte fünfzig, würde ein paar Jahre später über seine etwas konfuse, womöglich sogar spät-adoleszente Hotelzimmerzeit den fein nuancierten, tief in die Vergangenheiten seiner Familie eintauchenden Roman *Erinnerungen eines Vergesslichen* veröffentlichen; an diesem Vormittag in Tel Aviv bot er dir bei einem Eiskaffee quasi das Rohmaterial, *pura vida*. Du hattest ihn am vorherigen Abend vom Telefon der Hostel-Rezeption angerufen, zögernd und wie zur Entschuldigung sogleich die Grüße von Hans-Joachim Schädlich ausrichtend, doch in der Stimme des raucherhustenden Mannes am anderen Ende der Leitung klang keinerlei misstrauisch abklopfende Distanz. »Dann komm morgen Mittag ins Café Frank ...«

Aber wie zum Teufel hatte Asher Reich sofort herausgefunden, welche Jerusalem-Erinnerung (aus dem Jahre 1955!) er herauskramen musste, um dir einen Weg vorzuschlagen, damit du nicht in der halluzinierten Harmonie von Yafo allein um dich selbst kreiseltest? Denn von wegen Idylle und Hineinmietzeln: Wo stand geschrieben und war garantiert, dass mit dem Verlassen einer unfreien Kapsel plötzlich die Glückseligkeit ausbrechen

würde? Da saß ein unrasierter Mann vor dir, im Alter zwischen deinem Vater und Großvater, paffte eine Zigarette nach der anderen, pries Christoph Meckel, den deutschen Übersetzer seiner Gedichte, kam auf den gerade zurückliegenden Golfkrieg und die kaltherzige Dämlichkeit der deutschen Pazifisten zu sprechen, die gerade ihn als Linken am meisten aufregte und enttäuschte, beschrieb die schäbige, temporäre Bleibe seines Hotelzimmers, sprach von der Freundin in beinahe lyrischer Metaphernsprache ... und sprang dann auf, um für euch beide die Rechnung zu zahlen und zu seinem Advokaten zu eilen. »Und grüß Jochen, der dich empfohlen hat!«

Und weg war er, der Kontaktmann für eine knappe halbe Stunde, über die Straße rasend und dir doch eine Botschaft hinterlassend. Musstest sie jetzt nur deuten. Und vielleicht damit beginnen, das Gefühl deiner Isolation inmitten all der so vitalen, lebenstrunkenen Israelis nicht länger schönzureden in deinen Tagebuch-Monologen. Als würde und dürfte es ausreichen, die Hostel-Bubble der selbstgenügsamen Traveller zu verlassen, um dich dann allein an der pittoresken Schönheit Yafos zu weiden und die Mitternachtsgötter und -göttinnen in der Yefet Street doch nur aus der Distanz zu bewundern.

Diesmal hatte niemand ungeduldig an die Tür geklopft. Kein *Dawai, dawai*, denn erstens gab es in der internationalen Schar der Traveller keine Russen (nicht einmal andere Osteuropäer), und zweitens waren sie zu lässig/zu gut erzogen, um nur deshalb an die Badzimmertür zu wummern, weil du nicht fertig zu werden schienst mit Duschen, Rasieren, T-Shirt-Zurechtzupfen und damit, ein wenig *Photo* daraufzusprühen aus dem kleinen schwarzen Flakon, den du dir bei Karstadt gekauft hattest – in der Fußgängerzone in Singen/Hohentwiel, vor vier Wochen, in beinahe einem anderen Leben.

Und so standest du schließlich kurz vor Mitternacht an der Bushaltestelle gegenüber dem leuchtenden Glockenturm aus hellem Jerusalem-Stein, und die Liedfetzen aus den offenen Fenstern vorbeifahrender Autos bereits ein Versprechen. Ready for Tel Aviv. Und verdrängtest deine Große-Jungen-Angst, obwohl sie dich auch diesmal den oberen Teil der heruntergekommenen Allenby Street meiden lassen und stattdessen auf den Dizengoff Circle führen würde, um dort – ja, was? Vage Erwartungen und eine Sehnsucht, die sich nicht benennen ließ. –

Der Bus kam quietschend zum Halten und fuhr quietschend ab, beinahe leer. Auf dem Fensterplatz deine Stirn an der staubigen Scheibe, der Blick wie justiert auf den nächtlichen Strand, auf die Imbiss- und Luftmatratzenläden des Dolphinariums (zehn Jahre später Ort eines der tödlichsten Anschläge in der Geschichte der Stadt), auf die näher kommende Skyline von Tel Aviv, das in der samtig blauen Dunkelheit rot leuchtende Logo des Hotel Sheraton. – Und wusstest nicht, dass du, viele Jahre später, dort einmal logieren würdest, träumtest auch nicht von solchen Sachen, denn was wirklich zählte, war doch ...

»Wo fährst du hin?«

»Zum Dizengoff Circle. Und du?«

»In eine Discoteca. Magst du mitkommen?«

»Gern! Wo steigen wir aus?«

»Allenby.«

»Ach ...«

»Kennst du die Straße?«

»Ein bisschen.«

»Und die Discoteca *Metro*?« (Letzte Jahre des 20. Jahrhunderts, in denen die Schwofhallen und *Dancings* noch nicht *Clubs* hießen.)

»Nein, kenn ich nicht ...«

»Na ja, ist auch eine besondere Discoteca. Falls es dich nicht stört.«

Der junge Friseur, der Moshe hieß, bedachte dich mit einem Lächeln, halb erwartungsvoll, halb

skeptisch. Zum ersten Mal sahst du bei einem Mann, der dazu auch noch männlich aussah (sichtbare Arm- und Rückenmuskeln unter dem ärmellosen T-Shirt), solch fein rasierte Augenbrauen. Und der Bus rumpelte weiter durch die Nacht.

Du fragtest: »Eine besondere Discoteca? Drogenleute, Punks?« (Ach, unschuldiger Dorfjunge, von Sachsen an den Bodensee gekommen, klügelnder Leser von Samuel Josef Agnon, und doch noch immer keine Ahnung von nix ...)

Moshe lachte, und während ihr gemeinsam ausstieg – ironischerweise in Höhe deiner ersten Absteige, deren in schmutziges Neonlicht getauchte Tür auch um diese Zeit sperrangelweit offen stand –, streifte ein Oberarm den anderen, legte er dir eine Hand auf die Schulter, auf den Nacken. »Keine Angst, du wirst schon sehen.«

Der Klotz existiert noch heute, ein mehrstöckiges, fensterloses Beton-Ungetüm, dessen schartige Metalltüren längst verriegelt und verrammelt sind, verbeult und verrostet. Weshalb ergreift dich jetzt, beinahe ein Vierteljahrhundert nach jener lauten Julinacht der vor der Tür wartenden und sich dabei lächelnd fixierenden, mehr oder minder subtil anbaggernden Menschen, keine Nostalgie? Dabei wäre auch dieser zum Nicht-Ort gewordene Tempel der Lebenslust ein Topos – wie in all den romantischen Gedichten und Erzählungen, die von hellem Gläserklirren und übermütigem Gelächter sprachen, das einst auf Schlössern und in prunkvollen Sälen erklingen war, während jetzt all dort nur noch Ruinen standen und Ödnis herrschte. Chamissos Schloss Boncourt. Schnitzlers mysteriöse Masken-Villa in der *Traumnovelle*. Das zaubrische Schlossgut in der Moorlandschaft der Solonge, in dem *Der große Meaulnes* seine halb geträumten, halb realen Abenteuer lebt. Das zuvor von Swing-Klängen, doch nun von Verlassenheit erfüllte Anwesen des *Großen Gatsby*. Das

Haus in der Calle de los Notarios, in dem der Ich-Erzähler in García Márquez' letztem Roman mit zwölf Jahren in die Liebeskunst eingeweiht worden war, während er nun, als über Neunzigjähriger, dort nur noch eine Ruine vorfindet, grasbewachsen und von Unrat übersät. Abruptes Entschwinden von Intensität, das auf einmal ganz unwahrscheinlich Gewordene von Augenblicksbegegnungen (aus Menschen werden Geister). Die imaginierte staubige Leere der ehemaligen Tanzfläche und der bis auf ein paar Scherben leergeraumten Theke, die aus den Angeln gehobenen Toilettentüren, abgeschraubten Wasserhähne und vermutlich längst im Sperrmüll untergegangenen Garderobenstangen und Lichtorgeln ... Barocklyrik eben: *Wo gestern noch getanzt und der Sinne Sturm / ist heute schon Moder und Grab. // Wo einst Fleisch sich paarte / wird itzo sein nur Staub. Nostalgie?*

Nein, noch einmal: Aber doch nicht in Tel Aviv! Weil du doch jetzt in der schneik-gemütlchen Pizzeria nebenan sitzt, von deinem Tisch mit Carpaccio-Teller und Weißwein hinaus zu dem Betonklotz und auf das beinahe menschenleere Areal schaut – und dich erinnerst, dass es gestern Abend doch genau jenes lustige Gewusel wieder gab, inzwischen nur ein paar Straßenzüge weiter. Weil es ja auch hier – mitten in der Pizzeria, zwischen den Tischen, zwischen Küche und Kasse und WC – weitergeht mit dem lächelnden Fixieren und mehr oder minder subtilen Anbaggern. Die Kellnerin trägt Nasenpiercing und ein verwegenes Oberarm-Tattoo, das unter dem linksseitig schulterfreien Schlabber-T-Shirt sichtbar ist und sogar die zu Ehren des freien Shabat-Tages hier Mittag essenden Großfamilien zu Lob und Kommentar anstachelt.

Wow, yoffi, wie schön! Wo hast du das machen lassen? Ah, in Thailandia? Da war ich auch, gleich nach dem Armeedienst, und... Was soll das heißen, Frau, ich würde die Schöne vom Arbeiten abhalten,

wo du doch selbst gesagt hast, sie wäre... Nein, Großvater, das ist eine andere Art Tattoo, das Mädchen macht sich nicht über deine Eltern lustig, also hör auf zu schimpfen und setz die Brille auf. Es ist der junge Kellner mit dem nahezu identischen Piercing und den seitenrasierten, am Schopf zu einem winzigen tiefschwarzen Pferdeschwanz gebundenen Haar, der dir – in beinahe gleicher Lautstärke – den freundlichen Tumult von nebenan übersetzt, denn auch nach all den Reisen hierher ist dein Hebräisch sträflich rudimentär. Aber warum steht auf der Rechnung, die er dir dann bringt, seine Handynummer, obwohl er doch 1991 gerade mal ein Kleinkind gewesen war?

Weil es ja doch etwas gibt, das melancholisch machen könnte, gerade hier unter südlicher Sonne: Man schätzt dich jünger, als du bist, obwohl du ja – in Gedenken an die Nacht im inzwischen verwaisten Klotz, der damals *Metro* hieß – hier keinesfalls mit Muskelshirt und umgekehrt aufgesetztem Basecap eingerauscht bist und um fashionable Muckibuden wie *Holmes Place*, an der oberen HaYarkon Street gelegen, einen weiten Bogen machst. Hast dennoch ab Mitte dreißig nicht dein Haar verloren und keine Wampe gekriegt, keine Faltenlandschaft unter nördlicher Sonne. Denn: Kein existenzieller Stress, der hier vor allem die Mizrachim, die Nachgeborenen der einst aus Marokko und dem Jemen, aus Syrien und dem Iran Eingewanderten, schneller altern lässt, als es fair wäre. Wenn du in Berlin beim Frühstück die Zeitung aufschlägst, findet sich dort auf den vierten, den Auslandsseiten, was in Israel als Seite-1-Schlagzeile prangt, da jede polit-tektonische Verschiebung das ganze Land betrifft: Anschläge auf dem Sinai, Tunnel aus Gaza, Hisbollahs Raketenarsenal an der libanesischen Grenze, Kämpfe zwischen Drusen, Assad-Truppen, IS oder welchen neu-alten Gruppen auch immer, quasi in Sichtweite des Sees Genezareth. Dazu der Alltagsstress, bürokratische Levante-Schlamperie, die all deine



Freunde hier zum Fluchen bringt, hohe Steuern und exorbitante Mieten und Lebensmittelpreise: Dein Tel Aviv ist kein Paradies.

Du weißt nicht, ob Moshe, der gewitzte Friseur, überhaupt noch am Leben ist. War er womöglich in einem der nach 1991 ausgebrochenen Kriege als Reservist gefallen oder 1995 zum Opfer der Hamas-Anschlagserie geworden, als in Tel Aviv die Busse explodierten? Hatte es ihn während der Morde in der sogenannten »zweiten Intifada« von 2000 bis 2005 erwischt? Doch selbst wenn er noch lebt und weiterhin Haare schnippelt und den neuesten Cut inklusive Mini-Pferdeschwanz zaubert in einem der zahlreichen Friseurläden der Stadt – an den geradezu streng jugendlichen, abendlichen Ausgeh-Orten würdest du ihn nicht mehr sehen, den Gleichaltrigen mit dem damals so wunderschönen Gesicht, das seinerzeit noch vergessen ließ, dass er bereits ein bisschen *chubby* war.

Sinnliche, arbiträre, schnelle, harte Welt des Orients, von dem Tel Aviv eben doch ein Teil ist – und die Geschichte vom frühen Erblühen und ebenso baldigen Entschwinden *kein* kulturalistisches Klischee. Wie ungerecht also, dass du, immerhin aus dem ehemaligen Land der Mörder kommend, hier über die Jahre hinweg in eine Art Jungbrunnen tauchst und dafür nicht einmal Mimikry betreiben musst, während andere ... Vielleicht ist die Detailfreude deiner Beschreibungen und Erinnerungen ja auch eine Art Abbitte oder doch zumindest: ein Danke-Sagen.

Und so hörst du jetzt, vom damals gerade geborenen Kellner beobachtet, noch einmal die Geräusche und Töne jener Nacht, siehst die Bilder – während draußen vor dem Klotz weiterhin die gähnende Leere eines Shabatmittags herrscht, vierundzwanzig Jahre später. Die Zurufe, laut oder zirpend, die auch Moshe galten, der – Küsschen und Umarmung links und rechts, vorn, hinten und auch bei den seitlich von euch Wartenden –

hier jeden zu kennen schien. Zu deiner Verblüffung waren es fast alles junge Männer und nur wenige Frauen, die händchenhaltend in der sich immer wieder neu formierenden Warteschlange standen und mit dem Friseur weniger zu flirten schienen als ihn mit einem beinahe mütterlichen Blick bedachten. Wie lange dauerte es, ehe du begriffst? Wie viel Mal musste die Metalltür auf- und zugehen, Musikfetzen in die linde Mitternachtsluft hinausschweben lassen und gleichzeitig einen neuen Pulk von Feiersüchtigen hinein? Aus dem Pizzeria-Fenster schaust du dorthin, wo jetzt ein riesiger Müllbehälter steht, auf dessen halb offener Schiebefläche Katzen herumtollen. (Gab es da nicht auch einen Roman, eines deiner Lieblingsbücher, mit ebenjenem Titel, *Auf dem Weg zu den Katzen*? Jehoschua Kenaz, geboren 1937, beschreibt darin den physischen Verfall der älteren Frau Moskowitsch, die aus ihrem Handicap bald ein fragiles Plus zu machen versteht: Je mehr sich ihr räumlicher Radius verengt – zuerst in einem Pflegeheim, danach wieder in ihrer Wohnung in Tel Aviv –, umso intensiver wird ihre Beobachtungsfreude. Katzen und Menschen, junge und alte, und auch diese Assoziation, dich so unerwartet anspringend jetzt an diesem Mittag, irgendwie typisch für diese Stadt.)

Und du hörst es tatsächlich! Crystal Waters, *Gypsy Woman*. London Beat, *I've Been Thinking About You*. Pet Shop Boys, *Where The Streets Have No Name*. Vor allem aber jener Song der einheimischen Rockgruppe Ethnix, den du ja bereits auf Kassette hattest und wieder und wieder hörtest, während am Fenster des Egged-Busses Israels Landschaften an dir vorbeizogen: Ketem Hapri. Die raue Stimme des Sängers von großer Sanftheit, der akzentuierte Rhythmus nicht statisch, sondern gleitend, beinahe wie die Wellen am Strand. Sogar mitsingen konntest du nach einer Weile, vermutlich dabei ebensolche Fehler machend wie beim *Hallelujah*-Intonieren, aber